

Gemeinnützige Blätter

Belehrung und Unterhaltung.

XXXIII. Jahrgang.

N^o. 26.

Donnerstag, den 30. März

1843.

An den Kaiser zu Wien. *)

Aus der Burg der alten Kaiser tönet uns die frohe Kunde,
Daß Du ruffst zu reichem Leben Deiner Völker stolze Kunde,
Daß Du väterlichen Sinnes alle Kräfte willst entfalten,
Die so tief in Deinen Fluren, Deinem treuen Volke walten.
Was Du aufgepflegt zu größrer Zukunft still in weisem Schweigen,
Willst Du nun in vollem Glanze den erkannten Völkern zeigen.
Auf des Dampfes dunkeln Fittig willst Du Dein Gebot bestügeln,
Mit den sprühenden Wellen offen willst Du Widerspänst'ge zügeln.
Deine theuern Erzhertoge schaffen Segen in dem Lande,
Schlingen um die bunten Völker trauter Liebe feste Bande.
Und mit freud'gem Herzenspochen schauen wir das neue Leben,
Alle deutschen Gauen jubeln über solch ein kühnes Streben.
Hin nach Osten alle Wünsche, all die reichen Kräfte dringen,
Wollen froh sich schaaren unter Deines Doppeladlers Schwingen.
Kaiserburg, o stelle stolz dich an des Vaterlandes Spitze,
Schleudre durch die Morgenländer des german'schen Geistes Blitze.
Nach des Mississippi Urwald wollen wir fortan nicht eilen,
Wollen an der schönern Donau unsres Volkes Kämpfen weilen,
In des Stromes reichen Gauen, wo das Gold im Schachte glühet,
Sturmesgleiche Rosse wiehern, Männerhoh der Reb' entblühet —
Dort, dort winket Deine Größe, ruhn des deutschen Volks Gesichte,
Nach der Sonne Aufgang richte unermüdet Deine Blicke.
In dem weiten Donauthale liegt Dein Herz, liegt Deine Seele,
Mit der edeln Ungarn Liebe Dich zum künftigen Streite nähle.
Dränge mit den reichen Kräften nach dem dunkelbluth'gen Meere;
Daß Du nicht ungarnt erstickst, rüste die german'schen Heere.

Um des Pontus Ufer wird ein deutscher Städtekranz sich reihen,
Den in Nacht versunknen Morgen neu zu goldnem Licht befreien.
Mag das Wolgaland erkennen, welches Meer sein Herzblut trinket,
Und bei welchen Völkern ihm die sieggekrönte Zukunft winket,
Dir, Haus Desireich, ist das schön're, ist das stolzre Loos
gefallen:
Deutschen Geistes Bannerträger nach dem heil'gen Ost zu wallen.

*) Mit diesem Gedichte schließt ein in der „Allg. Stg.“ vom 22. März enthaltener trefflicher Aufsatz, betitelt: „Blicke vom Rhein nach der Donau“, auf welchen wir in diesen Blättern zurückkommen werden. D. R. d.

Literatur.

1. Neue Gedichte von Julie Gräfin Oldofredi-Hager. Pesth, 1843. Verlag von G. Heckenast. 174 S. in 8vo. Preis 1 fl. 20 kr.
2. Nach dem Gewitter. Gedichte von Betti Paoli. Pesth, 1843. Verlag ebendasselbst. 184 S. kl. 8vo. Preis 1 fl. 20 fr.

Es ist nicht das Erstmal, daß gefühlvolle Leser und Lesefrinnen durch die herrlichen Geistespenden der obenerwähnten Dichterin erfreut werden. Beide sind durch die früheren Erzeugnisse ihrer poetischen Muse auf's Vortheilhafteste bekannt; um so herzlicher heißen wir die vorliegenden Dichtungen derselben willkommen. Die der Gräfin Oldofredi-Hager werden von der edlen Beteranin des deutschen Parnasses, der gefeierten Caroline Fichler, die in der Vorrede lesenswerthe Worte über die schriftstellenden Damen und über die femmes superieures oder fortes, wie sie die Franzosen nennen, spricht, eingeführt, und sind „dem gefeierten Dichter des *Alboin*“, Anton Panasch, geweiht. Die anmuthige sanft-elegische Dichtungsweise dieser gemüthlichen Frau bekundet sich in diesem neuesten Werk derselben eben so wie in den vor drei Jahren bei Kili an und Comp. erschienenen lieblichen „Blüthen des Gefühls.“ Wo des Treflichen und Schönen so viel geboten wird, da sind wir jeder weitem Empfehlung überhoben. Die Dichterin schildert sich selbst am besten, indem sie sagt, daß jedes eigentlich nur die meisten) ihrer Lieder ein Schmerzenshauch durchweht.

„Und bei mir heißt dichten: „Leiden,“
Wenn ich froh bin, dich' ich nicht;
Nur wenn Wehmuth mich umnachtet,
Wird aus Thränen ein Gedicht.“

Aber dennoch wird ihre Wehmuth nicht zur tiefen Schwermuth, wie dies in den Gedichten der Betti Paoli oft der Fall ist. Dggleich diese herrlich duftenden Blüthen schon nach dem Gewitter gepflückt wurden, so sehen wir doch selten den Regenbogen des Friedens und der Versöhnung; noch hangen schwarze Wolken am Himmel, noch zuckt bis-

weilen der Blitz durch die Lüfte, noch grollt der Donner aus der Ferne herüber, und mancher Windstoß beugt noch die starken Wipfel der kräft'gen Eichen. Die Bilder, die uns die Dichterin entrollt, gleichen meist den Landschaften Salvator Rosa's, und enthüllen uns eine seltene Tiefe und Fülle des Gemüths. Daß diese Lieder keine leeren Phantastiegemälde sind, sondern schwere Seufzer, durch wirkliche Erlebnisse aus der Brust hervorgepreßt, geht aus jeder Zeile hervor, wie auch die Dichterin in der Widmung an *** bezeugt:

„Diese Lieder, meinem tiefsten Sehnen,
Meines Innern wahrstem Vorn entfloßen, —
O was sind sie, als verthüllte Thränen,
In verschwiegene Nacht um dich vergossen?!“

Reich an Schönheiten und eigenthümlichen Vorzügen sind die Erzeugnisse beider Dichterinnen. Kein fühlendes Herz werden sie unbefriedigt lassen. Und so wie dieselben durch innern Werth sich auszeichnen, so hat der thätige Verleger auch für die äußere Ausstattung alle Sorgfalt verwendet.

Neue Erscheinung am Himmel.

Raab, 24. März. Gestern Abends 7¼ Uhr, als mehrere Menschengruppen in Betrachtung des seit 17. dieses sichtbaren Kometen, (dessen Schweif heute ein sehr schwaches blaßes Licht, trotz des heitern Firmaments entwickelte) beschäftigt waren, erschien am nordöstlichen Himmel in der Gegend des großen Bären ein neues Phänomen in Gestalt einer lichten formlosen Wolke, welche sich plötzlich in einem länglichten Streif ausdehnend, nach einer augenscheinlichen, jedoch nicht hörbaren Explosion einen sternähnlichen feurigen Körper ausspie, der seine Richtung über die Stadt von Norden nach Süden nahm, wo er wie eine recht lange sichtbare Sternschnuppe am Horizont verschwand. Nach dem Erlöschen dieses Meteors zeigte sich in derselben Richtung und Gegend dieses Phänomens ein horizontal schwebender 30 bis 40° langer und 1° breiter Balken von der Farbe einer weißen lichten Wolke, welcher circa 3 Minuten lang anhielt und dann ebenfalls sich auflösend zerran. J. E.

Das deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe.

(Schluß.)

Um dieser Aufgabe zu genügen, in höherem Grade, als das bisher der Fall war, um den gesteigerten Forderungen der Gegenwart zu entsprechen, um nicht hinter Magyaren und Slaven zurückzubleiben, die sich mächtig zu regen anfangen, dürfen wir unsre Hände nicht in den Schooß legen und einem selbstgenügsamen Schlendrian uns hingeben. Wir müssen uns unsrer Haut wehren, da wir nun einmal aus ihr nicht herauskönnen, selbst wenn

etwas dabei zu gewinnen wäre, hier aber nichts zu gewinnen ist, selbst wenn wir es könnten. Wir werden also auf dem *qui vive!* stehn gegen den Magyarismus, wo er sich ungelegliche Uebergriffe erlauben will und keinen Fuß breit weichen von unserm rechtmäßigen Gebiete. Es thut fürwahr Noth, daß wir uns fühlen lernen als Deutsche. Auch in wahren Lappalien mit dem Magyarismus zu kokettiren, wie es wohl gang und gebe ist, uns mit ungrischen Karten zu deutschem Schmaus und Tanz einzuladen, und was dergleichen mehr ist, werden wir als unsrer unwürdig vermeiden. Ist es doch, als müßten wir immer eine fremde Kokarde aufstecken, um etwas Rechtes vorzustellen. Nein, laßt uns das ganz sein, was wir sind, leisten wir etwas Tüchtiges aus unserm Wesen heraus und es wird dem Vaterlande mehr damit gedient sein, als wenn wir, mit der dreisackigen Narrenjacke herausgezogen, uns auf die faule Bank legen. Fürchten wir nicht, daß die Einigkeit mit unsern Brüdern, den Magyaren, darunter leiden werde, wenn wir festhalten an angestammter Sitte und Weise, wir werden ihnen darum nur um so achtungswerther erscheinen, denn wie könnten sie an Andern billigen und loben, was sie an sich selbst höchst tadelnswerth und verwerflich finden würden. Ein freundschaftliches Einvernehmen kann überhaupt für die Dauer nur da bestehn, wo in gegenseitiger Achtung keiner sich über den Andern erhebt, wo Einer den Andern als das gelten läßt, was er ist, alle aber in einem gemeinsamen Streben sich zusammenfinden: *idem velle atque nolle, ea demum firma amicitia est!* Also nicht nur ein Minimum von nationaler Selbstständigkeit uns zu retten, wird genügen; nicht mit dem passiven Widerstande unsrer *vis inertiae*, die allerdings groß genug, werden wir ausreichen wollen — es gilt hier, unsre nationale Individualität zu entwickeln, zu veredeln, zu einer würdigen Erscheinung zubringen. Der Verf. geht dann auf die vaterländischen, niedern und höhern Bildungsanstalten über, ertheilt viele beherzigenswerthe Winke und Belehrungen, und schließt mit folgenden Worten: Wir haben nichts gegen die ungrische Sprache, als solche. Es ist eine schöne Sprache, volltönend und kräftig im Rathe der Männer, von süßer, einschmeichelnder Melodie im Munde des liebenden Mädchens, wohl werth, daß mit ganzer Seele der Magyare an ihr hänge, und stolz sei auf sie. Auch der Slave, Deutsche in Ungarn mag sie gern lernen und sprechen, wenn sie ihm nicht verleidet wird durch Angriffe auf die seine, an der auch er treu und begeistert hängt. Auch den Magyarismus begrüßen wir freudig als erhöhtes Nationalgefühl der Magyaren, so lang er daheim bleibt und sich redlich nährt im Vaterlande. Wenn er aber, zu blindem Rausche gesteigert, täppisch verlegend über seine Schranken greift, treten wir mit blank-

dem Schilde der Abwehr ihm gerüstet entgegen. Doch selbst den ungerechten Ausfällen und Uebergriffen, die er sich erlaubt, erkennen wir ihr Gutes zu. Sie haben eine Reaction hervorgerufen unter Deutschen und Slaven, die selbst wieder erhöhtes Kraftgefühl ist und die wahrlich Noth that. Sie haben uns aus trægern Schlummer gerüttelt und uns erinnert, daß wir leben sollen, und nicht vegetiren. Sie sind uns ernste, eindringliche Mahnung geworden, rüstig für unsern Theil fort zu bauen an den Strebepfeilern, über welchen Ungarns stolze Domkuppel herrlich sich wölben soll. Mit schwacher Hand haben wir es versucht, den Bauriß hinzuwerfen, nach welchem der Deutsche in Ungarn sein Tagewerk vollführe. Frisch auf, Meister und Gesellen! Noch ist nicht Feierabend, doch die Sonne steht schon über dem Horizonte. Freunde, Brüder, Stammgenossen, nicht geschaut von Angesicht, aber schnell erkannt am Freimaurerzeichen, wo zwei oder drei die günstige Stunde zusammen führt, was könnte ich zum Abschied euch Besseres bieten, als den Gruß des Dichters, der auch uns gefungen:

„Was du schaffst, schaffst du für Alle.

Ob von Thoren auch verkannt,

Bleibe treu dir selbst, o Deutscher,

Und dir dankt's das Vaterland!“

Peter der Große und die schöne Ludmilla.

Ungefähr ein Viertel Werst von der Festung und der Brücke von Tolstoi entfernt, hinter den bemalten Kirchturmspitzen und Tatarischen Kuppeln der kleinen Kirche der Dreieinigkeits, in dem Viertel des alten Petersburg und dem Sommergarten gegenüber, welcher sich an der anderen Seite der Newa zeigt, liegt ein kleines hölzernes Haus, das in ziemlich roher Weise erbaut ist und sorgfältig in demselben Zustande erhalten wird. Dieses Häuschen, umgeben von einem unbedeutenden Garten, der reich mit Gewächsen und Blumen besetzt ist, besteht aus zwei dunkeln und kahlen Gemächern. Ein Soldat, der mehre Ehrenmedaillen trägt, bewohnt dasselbe, er zeigte dem Reisenden den Lehnstuhl von Holz, auf welchem Peter der Große saß, das roh gearbeitete Betpult, vor dem er in den Stunden seiner Andacht niederkniete, den Kahn, welchen er mit eigenen Händen zimmerte, endlich das Heiligenbild, das er bei Bultawa trug und vor dem man fast immer in schweigender Andacht einen Kaufmann mit langem Bart oder einen Musketen mit durchlöcherterem Kasan auf den Knien liegen sieht.

Diese geringfügige Wohnung steht in mächtigem Contrast mit den gewaltigen Dingen, an die sie erinnert, und der Fremde kann sich einer lebhaften Bewegung kaum erwehren, wenn er daran denkt, daß Peter Alexowitsch sich in diese dunkle Hölz zurückgezogen hatte, während er aus den Sümpfen Ingriens eine Stadt, eine Civilisation, ein mächtiges Reich erstehen ließ.

Eines Tages im Monat August des Jahres 1710 hatte sich Peter mit zweien seiner Officiere, von denen der eine schon alt, der andere sehr jung war, in diese kleine Wohnung begeben.

Die rechte Hand des Kaisers ruhte vertraulich auf der Schulter des jungen Mannes, dessen Name Wladimir war, und der bei vielen Gelegenheiten Beweise eines so ausgezeichneten Verstandes und einer solchen Unerschrockenheit gegeben, daß Peter zu ihm eine ganz besondere Zuneigung gefaßt hatte.

Der andere, Namens Stépane, war einer jener alten Soldaten, welche unter dem Harnisch groß geworden sind, ohne Talent und Verstand, er hatte sich langsam zu den Capitänsepauletten heraufgebient. Daneben hegte er einen tiefen Haß gegen Alle, welche ihr Talent höher als ihn gehoben hatte, und war in seinem ohnmächtigen Neid der heimliche Feind Wladimirs geworden, dem er es nicht vergeben konnte, daß er mit 28 Jahren Major im Regimente Preobrajinski war.

Peter, dessen Stimmung für gewöhnlich entweder bis zur Narrheit lustig oder bis zur Niedergeschlagenheit trüb war, hatte sich an jenem Abend süßen Träumereien, frohen Ideen hingegeben; indem er sich nun einem Fenster mit kleinen Scheiben, welche das Tageslicht nur spärlich eindringen ließen, näherte, zog er aus der Tasche seiner Uniform ein Medaillon, in welches ein Porträt eines weiblichen Wesens eingelegt war und begann dasselbe aufmerksam und mit sichtlichcr Freude zu betrachten.

Es würde in der That für die Phantasie unmöglich gewesen sein, sich ein schöneres Aeußeres auszumalen, als das war, welches das Bild darstellte. Langes blondes Lockenhaar, das düftig über die Wangen auf einen Schwanenhals herabfiel, große blaue träumerische Augen, ein kleiner rothiger Mund, aus dem nur zärtliche Worte schienen hervorgehen zu können: dies waren die hervorstechendsten Züge dieses reizenden Bildes, in dem Jeder der 15000 damaligen Einwohner St. Petersburg's sogleich die schöne Ludmilla erkannt haben würde, diese Waise reicher Eltern, mit der kein weibliches Wesen an Geist, Anmuth und verführerischen Reizen hätte wetteifern können.

Die Geschichte erzählt uns, welch' eine große Rolle die Liebe in dem Leben Peter's spielt, und wie rasch sich seiner ein leidenschaftliches Gefühl bemächtigte; es reichte für ihn hin, einmal Ludmilla zu sehen, um sie bis zum Wahnsinn zu lieben. Er hatte dahin gestrebt, die Liebe, nach welcher er Verlangen trug, nur sich selbst zu verdanken; obgleich um seine moralische Haltung wenig bekümmert, hatte er sich doch mit einem Geheimniß umgeben, vor Aller Augen die Liebe, welche er für Ludmilla empfand, verborgen, bei ihr sein herrfürchtiges Wesen in Zaum gehalten, und die Form seiner rauhen

Art sich auszudrücken gemildert: der Kriegsmann war ein Dichter geworden, und der Liebhaber hatte sich bemüht, den Kaiser vergessen zu machen.

Peter war oder hielt sich für glücklich, er fühlte in diesem Augenblick ein Bedürfnis, sich mitzuthellen, dergleichen oft die misstrauischsten Charactere empfinden.

Dem Major sich nähernd, streckte er die Hand nach ihm aus und sprach, auf Ludmille's Porträt zeigend: „Wie findest Du dieß Gesicht, Vladimir?“

Bei dem Anblick desselben fuhr der junge Mann unwillkürlich einige Schritte zurück, das Blut wich aus seinen Gesichtszügen, dann machte er eine verzweifelte Anstrengung, sich zu beherrschen, und antwortete:

— „Reizend.“

Peter bemerkte nicht die innere Bewegung Vladimirs, aber Stepane hatte ihn fest angesehen und ein gehässiges Lächeln spielte auf seinen Lippen, er schwieg bis zu dem Augenblick, wo der junge Major das Häuschen verließ, da näherte er sich dem Czar und verbeugte sich mit den Worten vor ihm:

— „Sire, ich habe Ihnen ein Geheimniß zu enthüllen.“

— „Sprich...“

— „Haben Sie den Major in's Auge gefaßt, als er das Bild besah?“

— „Nein,“ — sagte Peter, mit neugierigem Erstaunen das Haupt emporhebend.

— „Sire,“ — sprach Stepane weiter — „die Geliebte des Czaren ist zugleich die Vladimirs; jeden Abend, einige Augenblicke nachdem Sie Ludmille's Zimmer verlassen haben, nimmt der Major dort Ihre Stelle ein, und der Tag steigt am Horizont empor, bevor jener die Ufer der Fontanka wieder verlassen hat.“

— „Bist Du dessen ganz gewiß?“ — fragte Peter in gehobnem und ruhigem Tone.

— „Ja, Sire.“

— „Gut.“

Der Czar sprach kein Wort weiter, aber mit seiner kräftigen Hand hob er den Lehnstuhl, welcher vor ihm stand, auf, und schlug ihn so heftig gegen den Fußboden, daß die Füße desselben in Stücke flogen.

Dann schnallte er seinen Gürtel zu, hüllte sich in seinen Kaftan und ging fort. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Auf der Eisenbahn von Amsterdam nach Harlem hat sich am 9. März ein beklagenswerther Unfall ereignet. Der Wagenzug kam aus den Schienen, die Locomotive stürzte in den Canal, und 6 Wagen gingen über sie weg. Der Eisenbahn-Inspector Van Hall, Bruder des Justizministers, und ein Maschinist blieben todt auf

dem Plage; viele andere Personen erhielten gefährliche Verletzungen. — Paris 6. März. Im vorigen Monat wurden hier bei der Sparcasse 3 Mill. 801,444 Fcs. eingenommen und 2 Mill. 598,000 Fcs. ausgezahlt. — Am 26. v. M. kehrte eine Hochzeitsgesellschaft aus Troits nach Minay, unweit Lyon, zurück. Die Braut blieb zufällig etwas zurück, kam aber nicht nach und mußte zuletzt aufgesucht werden. „Man suchte den ganzen Tag vergebens, endlich am folgenden Morgen fand sie ein Fremder mit rückwärts gebundenen Händen an einen Baum gefesselt, den Mund voll Erde gestopft, aber noch am Leben. Dennoch war ihr Zustand der bedenklichsten Art, ärztliche Hilfe ohne Erfolg, und sie starb am folgenden Tage in bestunungslosem Zustande, ohne Auskunft geben zu können. — Die Gemäldeausstellung in Paris (der Salon) ist den 15. März eröffnet worden. Von 3000 Werken, die bei der Ausstellung gesehen werden sollten, sind etwa 1600 von der Prüfungsjury zugelassen worden. — Frankreich hat gegenwärtig 9 Artillerieschulen, 8 Arsenale, 3 Gießereien, 6 Waffenschmieden und 4 Waffen-Fabriken, fernrr 56 Militärgefängnisse, 2 Strafgefängnisse für Kugelschlepper, 5 Arbeitshäuser für verurtheilte Militärs und 3 Militär-Abbüßungsgefängnisse. — Auf Hong-Kong in China wird schon ein Theater gebaut. Die Unternehmer machen bekannt, daß es bald eröffnet werden wird. — Ein Officier pflegte täglich mit einem Privatier in einem Gasthose zu Mittag zu speisen. Nach längerer Zeit bemerkte der Officier, daß sich sein Tischgenosse jedesmal eine Wasserflasche bringen ließ, ohne jedoch von ihr Gebrauch zu machen. Eines Tages fragte er ihn daher: „Wie kommt es, mein Herr, daß Sie sich täglich Wasser bringen lassen, und doch nur Wein trinken?“ „Das will ich gerne sagen,“ erwiderte der Gefragte, „nur erlauben Sie mir zuvor eine Gegenfrage. Warum tragen Sie immer einen Degen an Ihrer Seite?“ „Ich trage ihn,“ erwiderte der Officier, „um mich gegen Angriffe zu vertheidigen.“ „Ganz so wie ich, sagte der Privatier. „Ich lasse mir Wasser bringen, um mich gegen den Wein zu vertheidigen, wenn er mir zu stark würde. So lange ich aber sehe, daß er mir nichts zu leide thut, so lange will ich ihm auch nichts zu leide thun.“

R ä t h s e l.

Du suchst mich? — Wohl, du sollst mich finden,
Doch aber mache dich gefaßt,
Nur alle Lichter anzuzünden,
Die du in deinem Gisse hast;
Denn sieh ich bin ein flücht'ger Gast.
Eräthst du mich, so zahl' ich dir,
Wenn du mich nicht verloren hast,
Ein hundert Gulden baar dafür.